

Der Widerspenstigen Ehrung

Der erste Kinofilm über «Lou Andreas-Salomé», umworben von Nietzsche und Rilke

Von Christine Richard

Die alte Nicole Heesters spielt die alte Lou Andreas-Salomé. Frau Heesters, Tochter von Johannes Heesters, ist eine vorzügliche Charakterdarstellerin, bekannt aus Film, Fernsehen und Theater. Wer aber ist diese Lou?

Lou Andreas-Salomé, geboren 1861 in St. Petersburg, gestorben 1937 in Göttingen, war eine Schriftstellerin, Essayistin und Psychoanalytikerin. Zu ihrer Zeit war sie berühmt für ihr freies Denken und berüchtigt für ihre Eskapaden mit Dichtern wie Rainer Maria Rilke oder mit Meisterdenkern wie Friedrich Nietzsche und dessen Freund Paul Réé. Ins Bett wollte sie mit keinem, heiraten war ihr erst recht verhasst. Bindungsangst?

Sigmund Freud, dessen erste Schülerin sie war, bezeichnete sie als «Dichterin der Psychoanalyse». Die schöne kluge Lou fiel als einzige Frau bei Freuds Mittwochs-Gesellschaft ebenso auf wie in damaligen Dichterkreisen und Frauenzirkeln, wo die Emanzipation der Frau diskutiert wurde.

In den 1970er-Jahren wurde die Frei-Frau vom neuen Feminismus entdeckt, und in den 1980ern hielt sie Einzug in akademische Kreise. Weiter kam sie nicht. Sie blieb eine Spezialität für Nietzsche-Kenner, Frauenliteratur, Rilke-Freunde – für Insider mithin.

In den Massenmedien ist Lou eine Unbekannte. Und genau das ist das Problem des ersten Kinofilms über «Lou Andreas-Salomé». Regisseurin Cordula Kablitz-Post (52) musste einerseits eine Unzahl neuer Informationen in ihren Film hineinpacken, angefangen bei schweren Philosophemen und aufgehört bei leichten Männergeschichten. Hier hat die Filmemacherin, spezialisiert auf TV-Dokumentationen im Bereich Kunst und Kultur, hervorragend recherchiert.

Lou in der Trickkiste

Andererseits muss die Regisseurin dem Unterhaltungsgenre Kino gerecht werden. Es ist zudem ihr erster abendfüllender Kinofilm. Das merkt man ihm an. Er will unbedingt grosses Kino sein. Er lässt penetrant Musik aufrauschen, wenn es zu Gefühlen kommt. Er lässt immerzu Regen rauschen, wenn sich Lou die klebrigen Konventionen abwaschen will. Er wühlt tief in der Trickkiste von Opas Kino. Er montiert Lou in historische Postkartenmotive und verpackt ihre Lebenserinnerungen in eine Rahmenhandlung.

Die Rahmenhandlung: Der junge Autor Ernst Pfeiffer, der von seiner Ehekrise und Schreibhemmung kuriert



Kein Beitrag zum Burkini-Streit. Sondern eine Filmszene mit der jungen Lou; am Ruder sind die Männer – die Meisterdenker Nietzsche und Paul Réé.

werden will, tippt den «Lebensrückblick» der über 70-jährigen Psychoanalytikerin in seine Schreibmaschine. So ist es verbürgt, gewiss. Aber ist es auch originell als filmisches Mittel?

Der Episodenfilm konzentriert sich auf das, was sich in Bildern am einfachsten nacherzählen lässt: auf Lous Leben als Frau, weniger als Denkerin, fast gar nicht als Dichterin. Und Lous Leben als Frau funktioniert hier sehr einfach: Lou bezaubert Mann um Mann. Sie schafft es allein gegen alle. Für den Fotografen in Luzern spannt sie Nietzsche und Réé vor ihren Karren. «Freiheit des Willens»; geht doch. Das ist die Botschaft des Films.

Als Kind (gespielt von Liv-Lisa Fries) wehrt sich Lou erfolgreich gegen Kirche und Konfirmation. Als Generalstochter wehrt sich Vaters Liebling gegen die

Bevormundung der Mutter. Als junge Frau (Katharina Lorenz) wehrt sie sich gegen Verheiratung und studiert an der Universität Zürich, eine der ersten, die Frauen zulässt. Als Lungenkranke wehrt sie sich gegen Schonung und springt in voller Montur vom Boot in den Orta-See. Am meisten wehrt sie sich gegen Sex.

Lou stürmt mit Nietzsche auf den Gipfel der Moralphilosophie und des Sacro Monte di Orta. Als der skurrile Schnauzbart (Alexander Scheer) sie küssen will, gibt sie kurz nach; seinen Heiratsantrag jedoch lehnt sie ab. Auch den von Paul Réé. Auch den des sehr blauäugigen Rainer Maria Rilke (Julius Feldmeier).

Sie verlobt mit Rilke ihren «glücklichsten Sommer», aber weil Rainer Maria ein Klammertyp ist, verlässt sie ihn. Den temperamentvollen Iranisten

Friedrich Carl Andreas (Merab Ninidze) heiratet sie – doch vermutlich nur, weil der sich ein Messer in die Brust rammt und mit Selbstmord droht. Als er Professor wird, zieht sie mit ihm nach Göttingen. Zu sich ins Bett lässt sie ihn nicht.

Lou auf Dr. Freuds Couch

Was ist mit dieser widerspenstigen Frau los? Am Ende landet sie auf der Couch von Dr. Freud (Harald Schrott). Lou – ein «klassischer Narzisst», wie Sigmund Freud meint? Mag sein. Den Rest der Psychoanalyse besorgt leider die Regisseurin selber. Hinter Lous Abwehr will Cordula Kablitz-Post einen Missbrauch entdeckt haben.

Am Ende des Films inszeniert sie als Urszene, wie der Pfarrer und Philosophieprofessor Hendrik Gillot über die halb-

wüchsige Lou herfällt. Die Kleine ist entsetzt. Daher letztlich ihr Widerstand gegen Männer und Zwängerei? Steile These, aber eben eine These nur.

An eine wie Lou Andreas-Salomé kommt keiner heran, auch dieser Kinofilm nicht. Eine so unkonventionelle Frau wie sie in Klischeebilder gepresst zu sehen, tut ein bisschen weh. Was völlig fehlt sind Erster Weltkrieg, ihr mystisches Frauenbild («Der Mensch als Weib») und ihr (Haus-)Frauenleben in Göttingen. Dort starb sie am 5. Februar 1937 mit 75 Jahren.

Sie hinterliess einen Zweizeiler, der auf ihrem Grabstein hätte stehen können: «Die Welt, sie wird Dich schlecht begaben, glaube mirs, sofern Du willst ein Leben haben, raube Dirs!»

| ★★☆☆ | Atelier, Basel. Ab Donnerstag.

Menuhin gibt zum 100. Geburtstag viele Rätsel auf

Bei einem internationalen Diskussionsforum in Basel drehte sich alles um den «Wundergeiger»

Von Simon Bordier

Basel. Gehört Yehudi Menuhin zu den grössten Geigern aller Zeiten? Für Harald Eggebrecht, Musikkritiker der *Süddeutschen Zeitung* und Autor des Handbuchs «Grosse Geiger», besteht kein Zweifel: «Mozart ist das geigende Wunderkind des 18. Jahrhunderts, Mendelssohn jenes des 19. Jahrhunderts und Menuhin jenes des 20. Jahrhunderts», erklärte er bei einem Referat am Sonntag in Basel. Einen wie Menuhin habe die Welt seitdem nicht mehr erlebt.

Der Autor war Gast bei einem vom Philosophicum organisierten Forum über Menuhin, das am Wochenende im Ackermannshof über die Bühne ging. Das Forum mit Experten und Menuhin-Weggefährten aus verschiedenen Ländern wurde anlässlich des 100. Geburtstags des Virtuosen einberufen. Konzerte, Vorträge, Aufnahmen, Diskussionen und ein Film sollten beleuchten, was den 1916 in New York geborenen und 1999 in Berlin verstorbenen Musiker und Humanisten auszeichnete.

Eggebrecht rief in Erinnerung, dass die «goldene Phase» Menuhins lediglich bis zum Alter von 20 Jahren dauerte.

Dazu zählen das fulminante Debüt des Neunjährigen im Manhattan Opera House in New York oder der Auftritt mit 13 Jahren mit den Berliner Philharmonikern, anlässlich dessen Albert Einstein sich zur Aussage hinreissen liess: «Nun weiss ich, dass es einen Gott im Himmel gibt!»

Die intuitive Auffassungsgabe des Jungen sei Segen und Fluch zugleich gewesen, betonte Eggebrecht. Denn Menuhin habe die Grundlagen des Violinspiels nie systematisch vermittelt bekommen. Als der «göttliche Funke» mit 20 Jahren dann nicht mehr recht springen wollte, habe grosse Ratlosigkeit eingesetzt. Eggebrecht: «Für Menuhin begann die Suche nach dem verlorenen Schatz.» Der Musiker sei gezeichnet und verletzlich gewesen, habe sich aber nicht zuletzt durch sein humanitäres Engagement und seine Musik-Förderprogramme neu erfinden können. Gerade die Verletzlichkeit habe den Musiker und Humanisten zeitlessly ausgezeichnet.

Das eigentliche Wunder umschrieb Eggebrecht als «trotzdem»: Menuhin habe schlechte Konzerte gegeben, habe Fehler gemacht, sei ein «miserabler Dirigent» gewesen. «Aber plötzlich schien

es, als ob ein Schalter umgelegt würde, und man glaubte wieder das Wunderkind vor sich zu haben.» Menuhins flirrender Ton und schnelle Tempi vermittelten selbst auf Plattenaufnahmen einen Eindruck von Spontaneität.

Woher rührt die Ausdrucksstärke?

In einer von BaZ-Autor Sigfried Schibli geleiteten Podiumsdiskussion ging es dann um folgende Frage: «Brauchen wir heute noch einen Menuhin?» Die Ausgangslage war nicht einfach: Zum einen wusste man nicht recht, was man sich unter «einem Menuhin» vorzustellen hatte, zum anderen war die achtköpfige Diskussionsgruppe nicht eben klein.

Der Basler Geiger und Menuhin-Weggefährte Hansheinz Schneeberger liess sich nicht beirren und erklärte, Menuhins Spiel sei aus heutiger, historisch-informierter Sicht manchmal fragwürdig. «Menuhin bleibt aber durch sein subjektives Spiel ein singuläres Phänomen.» Während andere Geiger wie Jacques Thibaud und Fritz Kreisler sensuell gespielt, dabei aber eine gewisse Zurückhaltung an den Tag gelegt hätten, so sei Menuhin durch seine «Hemmungslosigkeit» aufgefal-

len. Ausdrucksstarke Stücke wie Elgars Violinkonzert seien ihm dabei wesentlich besser gelegen als Werke von Mozart oder Beethoven.

Der Basler Geiger, Autor und einstige Menuhin-Schüler Volker Biesenbender meinte, die ekstatischen Momente Menuhins hätten mit dessen jüdischen Wurzeln zu tun: Man könne Ähnlichkeiten mit dem Gesang eines ostjüdischen Kantors erkennen. Dem widersprach Eggebrecht: Menuhins Ausdrucksstärke sei eher vor dem Hintergrund seines sozialen und politischen Engagements zu verstehen.

Der Londoner Regisseur und Autor Tony Palmer erinnerte in diesem Kontext an den Auftritt Menuhins mit dem Komponisten und Violinisten Benjamin Britten vor Überlebenden des KZ Bergen-Belsen, nur wenige Wochen nach Kriegsende. Die Bedeutung des Auftritts lasse sich in Britens «War Requiem» ermesen. Auch heute gebe es klassische Musiker, die im Geist Menuhins agierten, so Palmer. Er erinnerte unter anderem an den Pianisten und Dirigenten Daniel Barenboim. Dieser setzt sich mit seinem West-Eastern Divan Orchestra für die Versöhnung zwischen Israel und der arabischen Welt ein.

Nachrichten

Zürich Art Prize geht an Nairy Baghramian

Zürich. Die gebürtige Iranerin Nairy Baghramian erhält den Zürich Art Prize. Die damit verbundene Preissumme von 80000 Franken fliesst in eine speziell für das Haus Konstruktiv konzipierte Einzelausstellung, die am 27. Oktober eröffnet wird. International bekannt wurde die 1971 geborene Künstlerin unter anderem mit Ausstellungen in London und Basel. Für ihr Werk mit oft raumgreifenden Konstruktionen erhielt Baghramian 2007 den Kunstpreis der Schering Stiftung, 2012 den Hector-Förderpreis für junge Kunst und 2014 den Arnold-Bode-Preis. SDA

Fernsehpremiere für Schläpfer-Porträt

Zürich/Basel. Der Kinofilm «Feuer bewahren – nicht Asche anbeten», mit dem Regisseurin Annette von Wangenheim ein sensibles Porträt von Martin Schläpfer, Chefchoreograf und künstlerischer Direktor des Balletts am Rhein Düsseldorf Duisburg, vorgestellt hat, feiert als Fernsehfassung am 18. September im Schweizer Fernsehen Premiere. Schläpfer war lange Jahre als Tänzer am Theater Basel tätig. mat